

Heimat: Analyse eines (irrationalen) Gefühls¹

Bernhard Verbeek

Die universelle Verbreitung von Heimatgefühlen und die damit verbundene Emotionalität sind ein verlässlicher Hinweis dafür, dass beides auf sehr alten genetisch gesicherten psychischen Strukturen basiert. Vor diesem Hintergrund ist „Heimatforschung“ gleichermaßen interessant für Geistes- wie Naturwissenschaften – insbesondere auch für einen Arbeitskreis Naturwissenschaften und Theologie, der übrigens seine Heimat früher hier am Ort in Iserlohn hatte.

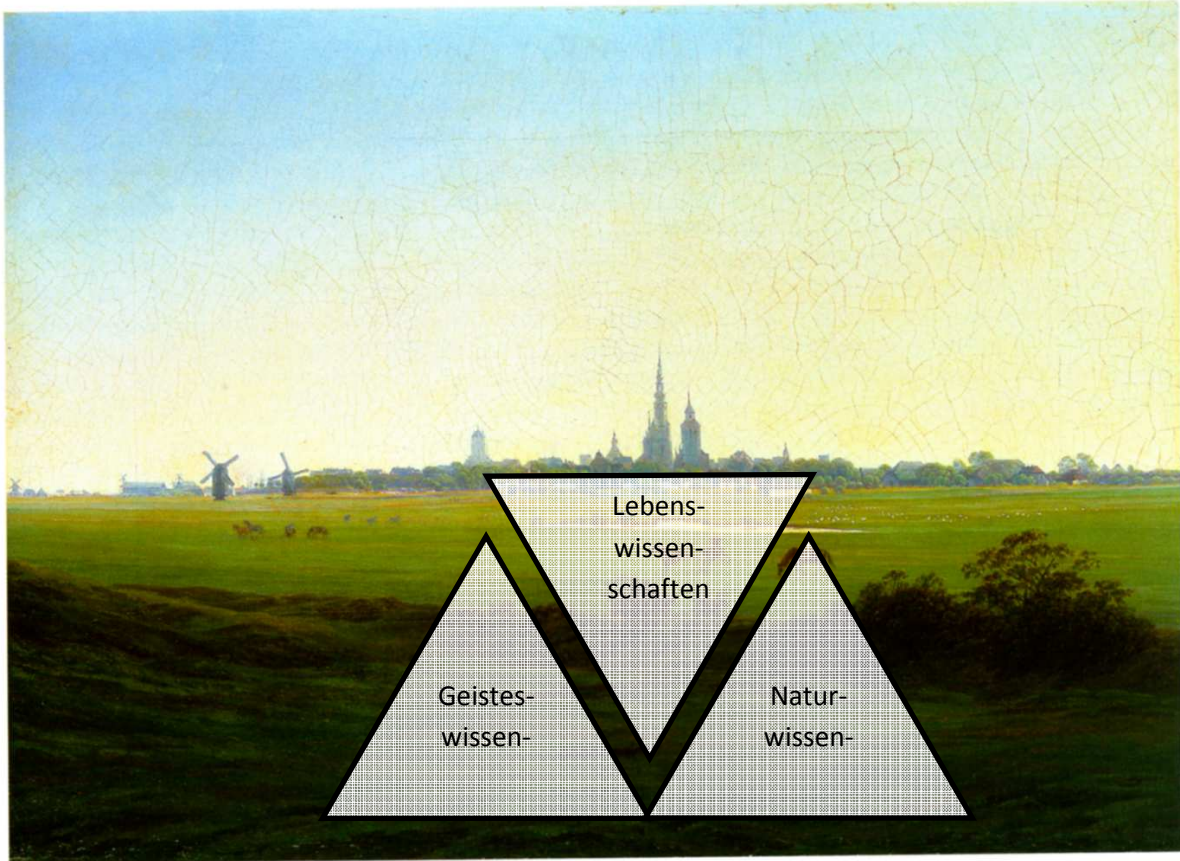
Besonders geeignet scheint mir das Thema, wenn ein prominentes Mitglied dieses Kreises, nämlich Firoz Kaderali, seinen 70. Geburtstag feiert, dessen Heimat ebenfalls seit langem Iserlohn ist, dessen persönliche Wurzeln aber weit um den Globus greifen: Indien, Persien, Afrika; dessen Verwandtschaft heute größtenteils in Kanada lebt. Schon von Berufs wegen ist er Kosmopolit. Seine Heimat ist das Weltnetz, an dessen Gestaltung er maßgeblich mitarbeitet.

Das Thema Heimat möchte ich nun in einer Weise behandeln, die das Phänomen Leben an sich berührt und auch ein wenig in die Tiefen der Evolution leuchtet.

Die Notwendigkeit mit dem Lebensraum eine nachhaltige Beziehung einzugehen, galt selbstverständlich schon in allen Phasen unserer Geschichte – seit der Entstehung des Lebens. Dementsprechend ist die generelle Bereitschaft und Fähigkeit dazu auch bei uns ähnlich tief verankert, wie etwa die zur Aufnahme und Erhaltung einer familiären Bindung. Durch seine Kulturfähigkeit ist der moderne Mensch heute zur beherrschenden – wenngleich globalökologisch riskanten – Spezies aufgestiegen. Abgeschnitten von tradigenetisch erworbenen Kulturtechniken wären Menschen nicht mehr überlebensfähig.

Psychische Kulturgüter werden durch eine besonders leichtgängige, genetisch vorgebahnte Art des Lernens aufgesogen, die sehr viel gemein hat, mit dem, was man bei Tieren als Prägung bezeichnet. Bei Tier wie Mensch erfolgt auf diese Weise eine Feinjustierung auf die individuellen ökologischen und historischen Bedingungen, die dann instinkartig wirkt. Das erklärt nicht nur die Vielfalt von Kulturen, die sich im Laufe der Geschichte auf dem Globus entwickelt hat, sondern auch die Heimatbindung – und die enorme Vielfalt der Vorstellungen und Gefühle, die sich beim Individuum durch das Wort *Heimat* einstellen.

¹ Dieser Beitrag basiert auf einem am 1. Juni 2012 an der Hochschule für Nachhaltigkeit, Eberswalde gehaltenen Vortrag, der 2013 in schriftlicher Form in einem Band der Reihe *Eberswalder Beiträge zu Bildung und Nachhaltigkeit* erscheinen wird. (Jung/Molitor/Schilling (Hrsg.) 2013: Vom Sinn der Heimat. Bindung, Wandel, Verlust, Gestaltung – Hintergründe für die Bildungsarbeit. EBBN Bd.3. Opladen: Budrich UniPress.



Die Heimat der Disziplinen im System der Wissenschaften. Die Lebenswissenschaften wollen nicht recht passen in die beiden Großreviere der Natur- und der Geisteswissenschaften – oder sie sind in beiden zuhause - sozusagen disziplinlos. Die Grenzen sind von der Sache her überhaupt nicht gerechtfertigt. (Hintergrundbild: „Wiesen bei Greifswald“ von Caspar David Friedrich 1774-1840, Medienarchiv [Wikimedia Commons](#))

Der Geist und seine Heimat

Unsere ideengeschichtliche Tradition scheidet die Wissenschaften in zwei Lager: die Natur- und die Geisteswissenschaften. Der Geist der Wissenschaften, „Geist“ überhaupt, ist aber kein Gespenst außerhalb der Naturgesetze. Er entsteht nicht aus dem Nichts, sondern er wird in seinen Generatoren permanent erzeugt, also in den Gehirnen, durch das Zusammenspiel der Neuronen. Geist – und auch sein ständiger, wengleich oft abgewehrter Begleiter, das Gefühl – basiert somit auf der individuellen und kulturellen Geschichte seiner Träger. Nun sind auch diese Träger des Geistes – also die Menschen in ihrer biologischen Existenz – nicht plötzlich vom Himmel gefallen, sondern Bestandteil eines Entwicklungszweiges des fast vier Milliarden Jahre alten Lebensstroms. Dieser wiederum hat eine physikalisch-chemische Evolution zur Voraussetzung, die erst einmal im Kosmos Bedingungen für Leben ermöglichte. Somit kann man sagen: Erkenntnisfähiger Geist beruht auf der biologischen und kosmischen Evolution, die nach heutigem Wissensstand vor 13,7

Milliarden Jahren mit dem Urknall begonnen hat. Auch Geist ist also ein Naturprodukt (Verbeek 2010).

Erkenntnis ist sinnvolles Strukturieren der verfügbaren Informationen. So strukturieren wir auch gerne ein System der Wissenschaften, das allen Disziplinen eine Heimat zuweist. Biologie, die Wissenschaft vom Leben, systematisiert besonders gern. Sie hat es nicht nur mit Chemie und Physik zu tun, sondern immer auch mit Verhalten und Geist, mit Werden und Vergehen. Die Lebenswissenschaften wollen nicht recht passen in die konventionelle Aufteilung der beiden akademischen Großreviere der Natur- und der Geisteswissenschaften. So gesehen sind sie „disziplinlos“ wie vaterlandslose Gesellen.

Das wollen wir aber hier nicht als Schimpfwort verstehen, denn Disziplin und Patriotismus gehören nicht nur zu den mächtigsten Wirkkräften der jüngeren Menschheitsgeschichte, sie waren und sind auch Paten der furchtbarsten Massenverbrechen. Vaterland und Heimat waren dabei oft der Kondensationskern. So ist es nachvollziehbar, dass für Viele der Begriff *Heimat* zum lange tabuisierten Reizwort wurde. Erst in jüngerer Zeit findet eine Entkrampfung statt.

Ob man dieses Wort *Heimat* nun mag oder nicht, das Bedürfnis nach dem, was es bedeutet, ist so verbreitet und die damit verbundene Emotionalität so stark, dass seine Wurzeln sehr tief liegen müssen – wie wir sehen werden: in den Tiefen der Evolution. Unsere linguistische Sprache, der wir uns bei dieser Analyse bedienen (müssen) – vielleicht das einzige Alleinstellungsmerkmal des Menschen – gibt uns die Möglichkeit, auch abstrakte Dinge zu kommunizieren. Wie alles in der Welt hat auch das Sprachvermögen eine Evolution, eine Geschichte hinter sich. Das Weltgeschehen verläuft nicht linear, sondern in vernetzter Kausalität auf allen Ebenen. Eine Ebene, die zur Sprache (und zum Begriff Heimat) führte, ist die genetische Evolution der Gattung Mensch, eine zweite die kulturelle und eine dritte natürlich auch die individuelle Entwicklung jeder einzelnen Person. Generell beruht Sprache auf Metaphern, meist räumlichen oder auf solchen, die sich auf Motorik und den Raumsinn beziehen. Nur ist uns das bei lange eingebürgerten Sinnübertragungen nicht bewusst. Der folgende ganz normale Satz enthält genügend Beispiele (jeweils kursiv gedruckt): Den *Inhalt* eines Begriffes kann man *erfassen*, er wird von der anderen *Seite* betrachtet, *abstrahiert*, also *weggezogen* vom *Gegenständlichen* und im *übertragenen* Sinne verwendet, sodass man seinen *Ursprung*, seinen sprachlichen *Stamm* oder gar seine *Wurzel* kaum noch *ausmachen* oder wahr-*nehmen* kann.

Wie uns ein etymologisches Lexikon bestätigt, enthält das Wort *Heimat* den in germanischen Sprachen verbreiteten Wortstamm *Heim*. Es bezieht sich also ursprünglich auf einen *Ort*, und zwar den, wo man wohnt, lebt oder leben möchte. Räumlichkeit ist natürlich immer relativ; um sie zu definieren, braucht es Bezugs- und Orientierungspunkte. Selbst ein abstraktes mathematisches Koordinatensystem hat einen sogenannten Ursprung, gewissermaßen seinen Heimatpunkt, von dem aus der ideale geometrische Raum bis ins Unendliche definiert wird. Wenn man Kinder, die

schon im Prinzip gelernt haben, was eine Landkarte ist, bittet einen Stadtplan oder eine Weltkarte zu zeichnen, gerät ihre Heimat ins Zentrum - und vor allem: überproportional groß. Die mentale Landkarte ist eben subjektiv und entspricht nicht der amtlicher Kartografen.

Der heranwachsende Mensch der vormodernen Zeit konnte seine Heimat nur langsam durch *Erfahren* vergrößern. Oft blieb dieser erfahrungsgesicherte Raum sehr klein. Zur Heimat als ein besonderes Stück Erde konnte der Lebensraum nur werden, wenn man zumindest von der Welt da draußen durch andere erfahren hatte. Zunehmende Mobilität erweitert den Horizont. Heute hat schon jedes Kind etwas von Raumfahrt *erfahren*. Vor dem Hintergrund des schwarzen unendlichen Weltalls mit unzähligen anderen Himmelskörpern wird die Größe der Erde relativiert, ihre Bedeutung aber erst erkannt. Sie wird als *Heimatplanet* erlebt. Trotzdem berichten Kosmonauten, dass sie besonders emotional berührt sind, wenn sie gerade über ihren individuellen Heimatort schweben, wo sie aufgewachsen sind, den sie mitgestaltet haben. Heimat ist eben etwas individuell Besonderes, besonders wirksam in der Fremde.

Als Mensch möchte man gerne etwas Besonderes sein. Deshalb wollen manche Philosophen so etwas wie Heimat Tieren per definitionem nicht zubilligen (z.B. Piepmeier 1990). Demnach erschaffen nur Menschen ihre Heimat selbst, wohingegen Tiere instinktgebunden in einer Umwelt leben. Gestaltungsfreudige Biber und triebgesteuerte Menschen lassen Zweifel an dieser Ansicht aufkommen. Sucht man nach einem Alleinstellungsmerkmal, das den Menschen von allen Tieren unterscheidet, bleibt kaum mehr übrig als die linguistische Sprache. Averbale Kommunikation und erstaunliche Denkleistungen gibt es ja auch bei Tieren. Wenn Tiere keine sprachlichen Begriffe kennen, kennen sie natürlich auch nicht den *Begriff* Heimat. Das heißt aber nicht, dass es für sie nicht entsprechende *Gefühls-* und *Aktionsinhalte* gibt. Konrad Lorenz erwähnte gerne den originellen Verhaltensbiologen und Tiergärtner Oskar Heinroth. Dieser wies den gelegentlich erhobenen Vorwurf, er behandle Tiere nur als willenlose Automaten entschieden von sich: „Tiere sind Gefühlsmenschen mit äußerst wenig Verstand.“

Gefühl ist also keine Domäne des Menschen, auch wenn er mehr Verstand hat als Tiere. Dieser Verstand aber ist massiv von Gefühlen und Instinkten gesteuert (und will es meist nicht wahr haben). Man könnte sogar sagen, Gefühle benutzen ihn als mächtigen Hebel für ihre Interessen. Bei Tieren sind Gefühle wie Liebe und Hass, Trauer, Freude, Fürsorge unverfälschter, vor allem weil sie weniger rückgekoppelt sind mit dem Verstand. Das gilt natürlich auch für Heimatgefühle, wie gleich gezeigt werden soll. Darüber hinaus verfügen viele Tiere über konservativ gepflegte Traditionen, insbesondere bezüglich des Ortsverhaltens. Bei Menschen spräche man widerspruchslos von Kultur.

Ein ozeanisches Gefühl

Auch wenn es nichts mit Verstand zu tun hat, ist Gefühl kein Schimpfwort (mehr). Verstandesferne Emotion bei Massenevents ist neuerdings sogar Kult. Phylogenetisch und ontogenetisch erscheint das Gefühl vor dem bewussten Erkennen, und es ist noch da, wenn der Verstand schon abgedankt hat. Bei kleinen Kindern sowie bei übermüdeten, berauschten oder dementen Erwachsenen überwiegen Gefühle. Das gleiche gilt für Tiere, auch für unsere Vorfahren, als sie noch nicht Menschen waren. So ist es durchaus verstandgeleitet und nicht nur einem dumpfen Gefühl geschuldet, wenn im Folgenden auch Tiere in die Analyse einbezogen werden, zumal infolge der evolutionären Entstehung die gesamte Lebenswelt auf unserem Planeten letztlich ein genealogisch verwandtes Geflecht ist.²

Es ist schwer zu beurteilen, ob Meeresplankton, scheinbar der Inbegriff der Bindungs- und Heimatlosigkeit, von einem ozeanischen Gefühl getragen ist. Überprüfbar aber ist, dass selbst diese von Strömungen und Taxien getriebenen Wesen an bestimmte Tiefen und an bestimmte Licht-, Temperatur- und Wasserqualitäten als eine Art Heimat gebunden sind. Soweit es Eigenbewegung ermöglicht, steuern sie aktiv, oft in Abhängigkeit von der Tagesperiodik, den für sie optimalen Bereich an.

Höher organisierte Lebewesen mit einem leistungsfähigen Gehirn und großer Mobilität haben natürlich ganz andere Möglichkeiten, sich aktiv durchs Leben zu steuern als etwa treibendes Plankton oder gar verwurzelte Pflanzen. Zum Beispiel Meeresschildkröten; sie schlüpfen aus im Sand vergrabenen Eiern, schaufeln sich an die Oberfläche und streben schnellstens sofort dem Wasser zu, wo die kleinen Wesen vor räuberischen Vögeln deutlich sicherer sind als an Land. Nachdem sie diese gefährlichste Strecke am Anfang ihres Lebens geschafft haben, begeben sie sich für viele Jahre auf eine oft Tausende Kilometer weite Reise durch die Weltmeere. Wenn sie nach Jahrzehnten im reproduktionsfähigen Alter sind, kommen sie zurück an ihren Heimatstrand. Genau dort gibt es den Sand, in dem Temperatur- und Feuchtebedingungen herrschen, unter denen sich in den Eiern die Embryonen entwickeln und dann als Jungtiere wieder ins Meer gelangen können.

Dafür, dass ihr Geburtsstrand ein günstiger Ort für Meeresschildkröten ist, sind sie selbst ja der lebende Beweis. Obgleich man schon einiges über ihre Wahrnehmungsfähigkeiten weiß, ist es für uns Menschen nicht wirklich nachvollziehbar, wie im Einzelnen sie es schaffen, in den Weiten der Ozeane genau ihre Heimatinsel und diesen Strandabschnitt wiederzufinden – ohne überlieferte Seekarten und ohne Satellitennavigationssystem. Jedenfalls haben sie sich die Position ihres Heimatstrandes gemerkt, und ein ozeanisches Gefühl treibt die archaischen Reptilien dort wieder hin.

² Schon einige Jahre vor Charles Darwins bahnbrechendem Werk (The Origin of Species 1859) bezog Hermann Schaaffhausen, Mitentdecker des Neandertalers, diesen damals provozierenden Gedanken der Verwandtschaft aller Lebewesen ausdrücklich auch auf den Menschen. (Zängl-Kumpf 1990)

Im 19. Jahrhundert führte Charles Darwin in die Diskussion zur Entstehung der Arten einen wichtigen neuen Begriff ein: die natürliche Auslese (Darwin 1859). Diese Selektion arbeitet wie ein unerbittlich erfolgsorientierter Akteur. Für Meeresschildkröten heißt das: Individuen, die diese Heimatbindung hatten und nicht hinreichend navigieren konnten, hatten in den Weiten der Meere kaum eine Chance, einen Fortpflanzungspartner und einen geeigneten Strand für die Eiablage zu finden. Wenn es sie je gegeben hat, sind sie sofort ausgestorben. Es haben nur Individuen ihre Genprogramme bis heute durch Erdgeschichte bringen können, denen die geographische Lage entweder angeboren war oder – wahrscheinlicher – durch genetisch disponierte neuronale Prägung erfolgreich vermittelt wurde, denen außerdem ein unerbittlicher Heimfindetrieb angeboren war sowie die Fähigkeit ihn durch verlässliche Navigation zu befriedigen. Deshalb verfügen die lebenden wandernden Meeresschildkröten über diese Eigenschaften.

Würde ein Mensch so beharrlich einem bestimmten Ort zustreben, hieße das Sehnsucht. Warum nur beim Menschen? Weil der Verstand hat? Mit Verstand hat dieses diffuse Gefühl ja gerade nichts zu tun. Mit dieser Feststellung will ich Heimatgefühle nicht abwerten, sondern im Gegenteil, betonen, wie tief verwurzelt sie sind – nicht nur bei Meeresschildkröten.



Die historisch und emotional uns Menschen besonders verbundenen Störche suchen immer wieder ihr Heimatnest auf, obgleich sie tausende Kilometer entfernt überwintern. (Foto: Verbeek)

Manche Fische, Zugvögel, Pinguine, Meeressäuger und Fledermäuse vollziehen ähnlich bewundernswerte Fernwanderungen. Die dem Menschen besonders vertrauten Weißstörche suchen mit großer Zuverlässigkeit genau ihr Heimatdorf und ihr Nest wieder auf. Große Wanderungen gibt es aber auch bei erdgebundenen Säugern. Viele Huftiere etwa müssen den jahreszeitlich wechselnden Weidegründen folgen, Raubtiere ihrer Beute. Sie haben ihre speziellen Gebiete, wo sie überwintern, wo sie heranwachsen oder wo sie ihre Jungen bekommen. Sehr oft folgen sie dabei bewährten Traditionen, ohne die sie überhaupt nicht überleben könnten. Ähnlich Beduinenstämmen haben sie eine Art ortsbezogener Reisekultur.

Wer nichts von Fremde weiß, hat auch keine Idee von Heimat. Die meisten Tiere aber machen keine großen Wanderungen, aber auch für die Standorttreuen ist es wichtig, sich in ihrem Bereich genau auszukennen. Jenseits des Bekannten beginnt die Fremde. Die Spatzen finden ihr Nest, ihre Futterplätze, und sie wissen, wo sie sicher und wo sie gefährdet sind. Katzen kennen die Schlupfwinkel der Mäuse. Mäuse haben ihr Wegesystem, auch das oberirdische, präsent wie ein verlässliches Schienennetz. Zaunkönige beherrschen jeden Winkel ihres Bezirks und verteidigen ihr kleines Reich gegen Konkurrenten. Das sichert ihnen die Nahrungsbasis für die Jungenaufzucht. Ein Hase kennt jeden Zaun, weiß wo ein Durchschlupf ist, wo er Deckung, wo er Äsung und wo er Ruhe findet. Die Kräuter um seine Sasse herum, das Zentrum seiner Heimat, lässt er unangetastet. Sein Ruheplatz soll *geheim* bleiben – ein interessantes Wort in unserem Zusammenhang.

In die Fremde versetzt, sind heimatgebundene Tiere äußerst gefährdet, meist von Beutegreifern verfolgt und von ansässigen Artgenossen gemobbt. Selbst eine primitive Napschnecke, die in der Brandungszone des Meeres den Bewuchs der Felsen abweidet, muss in der Lage sein, ihre Wohnstatt wiederzufinden – und ist es auch. Nur an diese Stelle ist ihr unregelmäßig geformtes flaches Haus so präzise angepasst, dass man nicht einmal eine Rasierklinge zwischen Untergrund und das schildförmige Schneckenhaus bekommt. Kein Feind, nicht einmal ein Orkan kann sie dort ablösen. Sie ist buchstäblich, auch mechanisch, exakt auf diesen Ort *geprägt*.

Schließlich sei noch ein einheimisches Tier als ebenso bekanntes wie erstaunliches Beispiel für Ortstreue erwähnt: Die Erdkröte. Im zeitigen Frühjahr verlassen die Kröten ihr Überwinterungsquartier und suchen ein Kleingewässer auf, um zu laichen, und zwar nicht irgendeines, sondern genau das, in dem sie vor einigen Jahren selbst ihre Jugendentwicklung als Kaulquappe durchgemacht haben. Auf dem Wege dorthin tragen die größeren Weibchen meist schon eines der kleineren Männchen huckepack. Sie begnügen sich nicht mit dem erst besten Tümpel, den sie auf der Laichwanderung finden, sondern durchschwimmen unter Umständen andere, im Prinzip ebenfalls geeignete Gewässer. Nur an ihrem Geburtsort laichen sie ab, nur von diesem „wissen“ sie, dass er als Biotop für die Kaulquappen schon einmal geeignet war, nämlich bei ihrer eigenen Entwicklung, nur hier haben sie das Gefühl, dass es der richtige Laichplatz ist. Aufgrund ihres angeborenen Spezialgedächtnisses sind sie auf genau dieses Gewässer geprägt. Angeboren ist

nicht der Ort, aber die Prägbarkeit darauf. Im physiologischen Zustand der Laichreife beruhigt sich der Wandertrieb der Erdkröten nur an diesem Ort.

Es sei noch erwähnt, dass Ortstreue auch bei Amphibien nicht die einzige Erfolgsstrategie ist. Die nahe verwandten Kreuzkröten etwa sind bezüglich ihrer Laichgewässer wenig treu und durchaus opportunistisch. Das bietet in wenig stabilen Lebensräumen gegenüber anderen Arten Vorteile; aber eben nur dort.

Heimat und Harmonie

Kommen wir nun zum kompliziertesten aller Wesen, zum Menschen. Die Gattung *Homo* existiert seit über zwei Millionen Jahren auf unserem Planeten. Bis vor einigen Tausend Jahren – auch nachdem alle Erdteile besiedelt waren – gab es auf der ganzen Welt niemals mehr als zehn Millionen Menschen, also weniger als heute in einer einzigen großen Stadt. Erst die neolithische Revolution, eine Kultur sesshafter Ackerbauern, die die Ökosysteme in einer Weise umgestaltete, dass sie vor allem Nahrung für Menschen produzierten, ermöglichte eine größere Bevölkerungsdichte. Das begann in nennenswertem Umfang vor zehntausend Jahren – in der Levante einige Jahrtausende früher, in Mitteleuropa und anderen Teilen der Welt später. Das ist nicht einmal ein Prozent der paläanthropologisch überlieferten Menschheitsgeschichte.

Vor diesem Hintergrund ist die technikgeprägte moderne Lebensweise zeitlich gesehen kaum der Rede wert. Also über 99% der Menschheitsgeschichte lebten unsere Vorfahren als Sammler und Jäger: nicht sesshaft, nicht an eine Scholle gebunden. Aus ökologischen Gründen brauchten sie große Aktionsräume in äußerst dünn besiedeltem Gebiet. Aber heimatlos, bindingsloser Treibsand waren sie nicht. Sich in ihrem Aktionsraum gut auszukennen, zu wissen, wo man Wasser findet, wo nahrhafte Pflanzen oder essbare Pilze wachsen, wo die ergiebigsten Jagd- oder Fischgründe sind, sich in das räumliche und jahreszeitliche Muster passend einzufügen, war überlebenswichtig. Ohne solche Kenntnisse und ohne Rückhalt durch verlässliche Artgenossen hätten auch im Paläolithikum niemals Kinder aufwachsen können. Wie selbstverständlich erfuhr der Nachwuchs, was man essen kann, wie man es zubereitet, wie man welche Beute erlegt, was giftig und was aus anderen Gründen gefährlich ist. Solche Kultur ermöglichte das Überleben. Zur Überlebenskultur gehörte natürlich auch, dass die Sippen eng zusammenhielten.

Die Sprache, die mythologisch-religiöse Weltdeutung, die Art der Naturnutzung und -erklärung wurde von den Heranwachsenden aufgesogen. Kultur in diesem Sinne war kein Luxus, sondern eine Voraussetzung, um überhaupt leben zu können. Wer keine Disposition hatte, sich in dieser Weise prägen zu lassen, wurde wahrscheinlich nicht alt. Solche benachteiligten Individuen hatten wahrscheinlich auch selten erfolgreiche Nachkommen. Hier setzte die Selektion an und steigerte die *Kulturfähigkeit* unserer Spezies. Die Zukunft, die genealogische, die evolutionäre Zukunft gehörte solchen Genprogrammen, deren Träger gut mit der Welt zurechtkamen, mit der menschlichen und der außermenschlichen. Man musste gut vernetzt sein. Man kooperierte mit

Nachbarn, kannte und liebte seine Heimat, respektierte, was heilig und was tabu war. Die Menschen wussten, wo man Hilfe erwarten konnte und wo Gefahren lauerten. Schamanen schufen Kultzentren von hoher Integrationswirkung. Riten und zeitliche Gliederungen durch periodische Feste und etabliertes Brauchtum synchronisierten die Gemeinschaft. Heimat ist also nicht nur ein topographischer Begriff, sondern hat auch eine gewichtige soziale Komponente.

Sich in Übereinstimmung mit der eigenen Gruppe zu befinden, erzeugt Wohlbefinden. Das ist ein in jedes Individuum eingebauter Belohnungsmechanismus, der sich evolutionär bewährt hat. Heute kennen wir das neurochemische Korrelat: Endorphine, sozusagen inneres Morphin wird dann im Gehirn ausgeschüttet, Belohnungszentren werden aktiviert. Das ist Treibstoff für die Enkulturation, für das unbewusste Hineinwachsen in eine Kultur. Solchermaßen kultur- und heimatgebundenen Menschen war es eine Freude, zu sehen wie Kinder, Enkel und Urenkel in wachsender Zahl das Land bevölkerten.

Soweit die harmonische Seite der Menschwerdung. Wie ein idyllischer Heimatfilm – leider zu schön, um die ganze Wahrheit abzubilden.

Die Kehrseite der Medaille

In Zeiten, in denen es gut lief, in denen Überfluss herrschte, in denen die meisten Kinder erwachsen wurden und nicht früh an Hunger, Krankheiten oder Unfällen verstarben, nahm die lokale Bevölkerung zu. Mit einer unangenehmen Folge: Wie bei jeder Art führte das auch bei Menschen zu Grenzen des Wachstums, zu Ressourcenknappheit. Es gab Verteilungskämpfe. Allzu oft galt das sogenannte Recht des Stärkeren – oder das der stärkeren Kooperative. Ein Teil konnte oder musste auswandern und sein Glück in der Fremde versuchen. Die Sippen rückten enger zusammen; verteidigten ihren Lebensraum, ihre Kultur, ihre Identität. Das Paradies war schon immer ein schöner Traum, ein schönes Gefühl; real, wenn überhaupt, nur für kurze Zeit und meist nur für Wenige. Der Traum von der heilen Heimat – geträumt vor allem in der Fremde oder in einer anderen Zeit – hat viel mit dem Paradies gemein: ein schöner Traum.

Risiko gehört zum Leben. Destruktive Kräfte lauern überall; Leben auf allen Ebenen, schon auf der physiologischen, nutzt die Natur, um dagegen anarbeiten zu können. Natürlich waren auch Menschen seit Anbeginn als Individuen und Gruppen in erheblichem Maße durch Naturkräfte, Hunger, wilde Tiere und Krankheiten bedroht. Aber auch durch konkurrierende Artgenossen, und zwar umso mehr, je mehr die Bedrohungen aus der Natur durch kulturelle Errungenschaften und zivilisatorischen Fortschritt beherrschbar wurden. Wenn es um knappe Ressourcen geht, unterscheiden sich Menschen nicht von anderen ähnlich lebenden Tieren. Neben Kooperation entsteht Konkurrenz; oft wird kooperiert um als organisierte Gruppe konkurrenzfähiger zu sein. Dann ist Schluss mit Heimatfilm-Idylle – auch bei Naturvölkern und subhumanen Primaten.

Bei Schimpansen wurde schon ein regelrechter Vernichtungskrieg zwischen benachbarten Gruppen dokumentiert. Die Protagonisten wollten ihre Heimat verteidigen, aber auch auf Kosten der Nachbarn ihr Territorium erweitern. „Das sollten Sie auf keinen Fall veröffentlichen,“ hatte ein wohlmeinender Herr der damals noch jungen Schimpansenforscherin Jane Goodall gesagt, nachdem sie ihm die ersten Erkenntnisse über die abgründige Seite ihrer geliebten Schützlinge erzählt hatte – übrigens voller Enttäuschung erzählt hatte, denn bis dahin hatte sie gerne Schimpansen für die besseren Menschen gehalten. „Damit geben Sie verantwortungslosen Wissenschaftlern und Journalisten die Daten an die Hand, mit denen sie ‚beweisen‘ können, dass die menschliche Konfliktbereitschaft angeboren, Krieg also unvermeidlich ist.“

Mit dieser abgründigen Behauptung, Krieg sei unvermeidlich, finden wir uns natürlich nicht ab. Allerdings, das Bekanntwerden von Tatsachen, insbesondere naturgegebenen, zu unterdrücken, ist ein völlig ungeeignetes Mittel, Kriege zu vermeiden. Um mit ungeliebten Fakten verantwortungsvoll umgehen zu können, muss man den Tatsachen ins Auge schauen. In allen Teilen der Welt hat das irrationale Heimatgefühl in seiner ganzen existenziellen und emotionalen Tiefe eine wesentliche Rolle gespielt. Es wurde nicht nur genutzt zu harmloser Selbstillumination der eigenen Ethnie, sondern es führte auch zu den furchtbarsten kriegerischen Ereignissen mit Völkermord, Vertreibung und Versklavung (Verbeek 2004).



Eine gestaltete Heimat mit immobilem Besitz erweckt Begehrlichkeiten. Innenbereich einer wehrhaften Speicherburg in der Sahara. (Foto: Verbeek)

In diesem Zusammenhang können wir uns auch nicht einer weiteren Erkenntnis verschließen, nämlich dass neben individuellem auch soziokultureller gemeinschaftlicher Besitz, auch Land, welches die Lebensgrundlagen zuverlässig sichert oder es erlaubt, Handelswege zu kontrollieren, schon immer Begehrlichkeiten erweckte. Auf schierer Macht begründet, etablierten sich „Landesherrn“, denen das Volk zu dienen hatte. Solche Mächtigen konnten und mussten freilich auch die Abwehr gegen fremde Mächte organisieren.

Auch die ersten Städtebauer konnten diese Tatsache nicht ignorieren. Sie bauten Mauern um ihre selbst geschaffene Heimat. Aber selbst Befestigungen halfen nicht immer. Schon in Troja, dem Spielplatz eines der Gründungsmythen unserer Kultur, konnten sie unterlaufen werden durch die innovative Idee des listenreichen des Odysseus. Die naiven Trojaner freuten sich über das riesige hölzerne Pferd – und holten sich damit den Feind ins Zentrum ihrer Heimat, was ihren Untergang besiegelte.

Dank informationstechnischen Fortschritts hat sich die Problematik schon auf eine Metaebene verlagert. Mittels metaphorischer Trojanischer Pferde – verkürzt, wenngleich nicht ganz korrekt „Trojaner“ genannt – dringt man sogar in die Heimat virtueller Welten ein. Diese Welt der Informationstechnologie ist nun intensiv mit unserer realen physischen Sicherheit verknüpft. Das aufregende Thema des

Heimatschutzes in diesem Bereich der Computerwelt zu behandeln, fühle ich mich nicht berufen – insbesondere hier nicht. Wohl niemand kennt sich da besser aus als unser Gastgeber.

Wenn die Heimat keine Lebenschancen bietet, ist Abwandern eine Option, vor allem für die Jugend. Das war in prähistorischen Zeiten nicht anders. Da ging es aber weniger um ökonomische als um ökologische Chancen. So breitete sich Homo sapiens schon im Pleistozän über alle Erdteile aus. Wenn möglich schufen sich die Auswanderer eine neue Heimat nach dem Vorbild ihrer Herkunftskultur. Wo sie hinkamen, lebten aber meist schon andere Menschen, für welche die Heimatsucher eine Bedrohung waren. Kein Wunder, dass die Geschichtsepoche der Völkerwanderung eine barbarisch grausame war, auch kein Wunder, dass Hitler in seiner Gedankenwelt ausdrücklich an diese anschloss. Die periodischen Raubzüge der Wikinger sind legendär. Rom wurde zerstört. In der Neuzeit wurden Amerika und Australien besiedelt, neu besiedelt, muss man sagen. Rechte einer Urbevölkerung nahm man kaum wahr. Im Norden Amerikas oder in Australien spielen die Indigenen heute fast keine Rolle mehr. Schon die Eroberer des Altertums konnten ihre Herrschaftsansprüche mit Waffengewalt oft dauerhaft erfolgreich durchsetzen und neue Reiche gründen, was heute noch Bewunderer findet.

Mag sein, dass in anderen Fällen umherziehende Volksstämme, vom eigenen Bevölkerungsdruck oder feindlichen Ethnien getrieben, nur ein gelobtes Land suchten, um friedlich eine neue Heimat zu gründen. Aber die dort Ansässigen waren davon wenig angetan und wollten natürlich ihre Heimat behalten. Die Vision einer Heimat war immer ein mächtiges Motiv in der Weltgeschichte, seine Kehrseite aber ist Krieg, Versklavung, Vertreibung und Völkermord.

Ein kosmisches Gefühl

So traurig kann man eine Betrachtung zum Thema Heimat nicht beenden. So kann man aber erklären, warum der Begriff *Heimat* in der durch blutige Erinnerungen belasteten Nachkriegszeit in weiten Kreisen auch mit massivem Unbehagen besetzt, ja oft tabuisiert oder verpönt war. Es bedurfte fast eines halben Jahrhunderts heilender Zeit bis in unserem Lande diesbezüglich Gelassenheit eingekehrt ist. Man darf sich wieder zur Heimat bekennen und tut es auch. Selbst welterfahrene Kosmopoliten, selbst wissenschaftliche Naturalisten finden es nicht mehr schimpflich, Heimatgefühle zu haben. Öffentlich-rechtliche regionale Fernsehsender bringen Spots zur Förderung der Heimatbindung und „Der Spiegel“ (Nr. 15/2012) gestaltet mit diesem Thema eine Titelseite, das heißt nicht nur eine, sondern genau dreizehn verschiedene; jeder soll sich möglichst mit seiner Region vertreten fühlen. Erfolgreiche Redakteure wissen, wie empfindlich Leser in solchem Zusammenhang reagieren können. Heimat als Gefühl ist halt ebenso universell wie für den Einzelnen subjektiv.

Macht ist nicht immer mit Weisheit gepaart. Das gilt auch für die kollektive Macht der Menschheit über die außermenschliche Natur. Dank fortgeschrittener Technologie

geht sie inzwischen so weit, dass das in Jahrmilliarden austarierte ökologische Gefüge des eigenen Planeten bedroht ist – und damit wir selbst. Wir stoßen sogar in den Weltraum vor. Dessen sogenannte Eroberung, leider auch seine Vermüllung schreiten fort, und das verschluckt Unsummen. Solchen Einsatz gigantischer Ressourcen mag man generell missbilligen. Andererseits ermöglicht uns aber die Raumfahrt neben Annehmlichkeiten in der Kommunikation auch eine exakte Beobachtung und Analyse unserer globalökologischen Situation, wie sie ohne diese undenkbar wäre.



Der Schritt in die lebensfeindliche Kälte des Weltalls vermittelt nicht nur den Astronauten ein Gespür dafür, dass die Erde vielleicht der einzige Ort im grenzenlosen Universum ist, an dem Geist eine Heimat gefunden hat. (Bild: Die Erde vom Mond aus, NASA)

Erst in der Fremde schätzt man seine Heimat wirklich. Der Schritt in die lebensfeindliche Kälte des Weltalls vermittelt nicht nur den Astronauten ein Gespür dafür, dass die Erde der einzige Ort im Sonnensystem, vielleicht der einzige im grenzenlosen Universum ist, auf dem Geist eine Heimat gefunden hat. Vor allem wird uns immer bewusster, dass das Ökosystem Erde ein kostbarer Ort am Rande der Milchstraße ist – ein gefährdetes Raumschiff, für das es wirklich keine Alternative gibt.

Wie gehen wir vor diesem Hintergrund heute um mit besagtem irrationalen Heimatgefühl? Man tut gut daran, die natürliche Bindung an die Heimat nicht zu unterdrücken, sondern zu kultivieren, sie nebenbei zu zivilisieren; das heißt auch, sie im Gefüge der Heimaten Anderer zu relativieren. Vor allem sollten wir die Heimatverbundenheit nachhaltig ausdehnen auf die eines Erdenbürgers im Kosmos. Bei allen Problemen, die die Moderne uns beschert, waren dafür die Zeichen noch nie so günstig. Wir sollten sie lieben, die Heimat der Menschen und nachhaltig pflegen, nicht vergiften, vermüllen, verspraysen, verstrahlen, verheizen.

Literatur

- Darwin, Charles: The Origin of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life. London, 1859 (Deutsche Ausgabe: Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe um's Dasein. Darmstadt, 1992)
- Goodall, Jane: Through a Window. Thirty Years with the Chimpanzees of Gombe. London 1990 (Deutsche Ausgabe: Ein Herz für Schimpansen. Meine dreißig Jahre am Gombe-Strom. Reinbeck bei Hamburg, 1991)
- Piepmeier, Rainer: Philosophische Aspekte des Heimatbegriffs. In: Heimat: Analysen, Themen, Perspektiven. Bundeszentrale für politische Bildung, Schriftenreihe Band 294/I, Bonn 1990, S. 91-108
- Verbeek, Bernhard: Die Anthropologie der Umweltzerstörung: Die Evolution und der Schatten der Zukunft; 3. Aufl. Darmstadt, 1998
- Verbeek, Bernhard: Die Wurzeln der Kriege: Zur Evolution ethnischer und religiöser Konflikte. Stuttgart, 2004
- Verbeek, Bernhard: Der Geist ist ein Naturprodukt: Macht das unfrei und verantwortungslos? In: Oehler (Hg.): Der Mensch – Evolution, Natur und Kultur. Heidelberg ..., 2010. S. 155-163
- Zängl-Kumpf, Ursula: Hermann Schaaffhausen (1816-1893): Die Entwicklung einer neuen physischen Anthropologie im 19. Jahrhundert. Frankfurt (Main) 1990